

Bald wird sie ganz allein sein – die Mittsiebzigerin Emilienne, die starrköpfig in Doel ausharrt. Das kleine flämische Dorf soll der Erweiterung des Hafens von Antwerpen weichen, die Bewohner sollen umgesiedelt werden. Doch Emilienne sieht nicht ein, warum sie in ihrem Alter noch einmal woanders neu anfangen soll. Zumal ihr Mann auf dem Doeler Friedhof liegt. Häufig besucht sie das Grab, erzählt leise von den Veränderungen im Dorf, von weggezogenen Nachbarn und abgerissenen Häusern. Dann kommen ihr die Tränen, und man begreift etwas von der Ratlosigkeit, die hinter Emiliennes Weigerung zu weichen steckt.

In „De Engel van Doel“ hat Tom Fassaert die Melancholie eines sterbenden Ortes eingefangen – in stillen, langen Einstellungen, geduldig beobachtend, sorgfältig aufzeichnend. Und in zur Untergangsstimmung passendem Schwarz-Weiß. Immer wieder richtet sich der Blick der Kamera vom Kirchturm aus auf eine Kreuzung, zeichnet Abrissarbeiten auf oder nicht stattfindendes Straßenleben. Immer wieder auch richtet sich der Blick auf den Tisch in Emiliennes geräumiger Küche, an dem die Leute zusammenkommen und beratschlagen oder klatschen. Der alte, schwer kranke Dorfpriester, der viel von Tod und Vernichtung predigt, doch mit eisernem Willen an Leben und Dorf festhält. Die Nachbarin und Freundin, die schließlich aufgibt und wegzieht.

Zu den politischen Aktivisten, die sich in Doel einfinden, um gegen den Hafenausbau und alles, wofür er steht, zu protestieren, findet Emilienne keinen Zugang. Ihr droht der Verlust der Heimat – warum soll sie sich für Kapitalismuskritik interessieren? Dieses wie beiläufig gefilmte Aufeinandertreffen unterschiedlicher Motive macht deutlich, dass private Betroffenheit nicht automa-